Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 9 (1933-1934)
Heft: 6

Artikel: Die Geschichte mit dem Regulator
Autor: Zaugg, Richard
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1065964

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.10.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Geschichte mit dem Regulator

Von Richard Zaugg

Illustriert von Marcel Vidoudez

Jean Lioba, Privatdozent für Philosophie an der Universität Zürich, fühlte keineswegs fastnächtlich. Die vielen eindringlichen Einladungen an Plakatwänden und in Zeitungsinseraten zu urfidelen Familienbockbierfesten und Maskenbällen waren an ihn verschwendet. Er hatte seit Jahren keinen Maskenball mehr besucht, und er hätte an sich auch dieses Jahr ohne Bedauern und neidlos auf dieses Vergnügen verzichtet; aber da war einmal und hauptsächlich jene etwas sonderbare Frage Miggi Rappolds, ob er nicht auch an den Künstler-Maskenball gehe, und vor allem ihre nachfolgende Bemerkung, die ihm damals sonderbar erschien: « Das wäre etwas für Sie ! » Wie konnte Miggi auf den Gedanken kommen, dass gerade für ihn der Besuch eines Maskenballes das Wahre sei ? Aber warum nicht ? Vielleicht war ihre Vermutung richtig, richtiger, als sie wissen konnte; denn ausser den verwirrenden Ereignissen der letzten Tage gab es für ihn in der Tat noch eine weitere, ganz persönliche Ursache, Vergessenheit zu suchen.

Jean Lioba war kein Spielverderber. Nachdem er sich entschlossen hatte, den Maskenball zu besuchen, war er auch

gewillt, die Konsequenzen zu ziehen. Er ging zu Freudweiler an der Strehlgasse und suchte sich mit viel Liebe eine mächtige, am vordern Ende burgunderrote Nase aus. Zu Hause zog er Frack und Smoking aus den mottensichern Papiersäcken, zu deren Ankauf ihn Frau Schüepp ermuntert hatte, und überlegte sich, welche Kleidung für diesen Anlass die passendere wäre. Er neigte zunächst der Ansicht zu, dass der Frack seiner Altersklasse angemessener sei. Die Überlegung aber, dass er sich in diesem Falle zum Tragen der weissen Weste entschliessen müsste, um nicht als Kellner missverstanden zu werden, bewog ihn, sich für den Smoking zu entscheiden. Sein augenblickliches, geistiges Gleichgewicht schien ihm doch nicht ausgeglichen genug, um die weisse Weste rechtfertigen zu können.

Er hätte es vorgezogen, den immer melancholischen Anfang eines Maskenballes zu vermeiden, und erst zu erscheinen, wenn die Wogen des festlichen Treibens schon eine gewisse Höhe erreicht hatten. Um neun ein Viertel Uhr tauschte er seine Garderobe gegen eine Kontrollmarke ein und passte sich vor dem Spiegel die künstliche Nase an. Als er den Hauptsaal betrat, wusste er, dass er trotz seinem Vorsatz, mindestens um eine Stunde zu früh gekommen war. Die Tische erwiesen sich noch so gut wie unbesetzt. Nur an den verschiedenen Eingängen standen einige ältere, alleinstehende Herren herum, die es offenbar besonders eilig gehabt hatten.

Herr Lioba vertiefte sich zunächst in die Weinkarte. Er schwankte lang, ob er einer Flasche Mont d'Or, Johannisberger oder einem Neuchâteller den Vorzug geben solle. Schliesslich entschloss er sich für den Walliser, von dem er sich zwar eine weniger rasche, aber gemütlich tiefer greifende Hebung seiner Stimmung versprach. Vorläufig handelte es sich darum, sich über die Leere des Saales und auch über die eigene Leere hinwegzutäuschen. Die ersten zwei Gläser trank er sehr rasch. Beim dritten entschloss er sich, den Wein nach seiner Qualität zu goutieren. Die Tische neben ihm füllten sich langsam. Die Atmosphäre wurde wärmer. Einzig die Damen schienen ihm immer noch allzu spärlich vertreten, und jene, die da waren, erfüllte allem Anschein nach noch wenig fastnächtlicher Geist. Die Musik von zwei Kapellen schlug an sein Ohr. Er hätte es nicht ungern gesehen, wenn ihn die eine oder andere Dame, wie es doch an Maskenbällen üblich ist, zu einem Tanz aufgefordert hätte. Aber das war bis jetzt noch nicht geschehen. Nur einmal hatte ihn eine Apachin, die am Arm eines Kavaliers an seinem Tischchen vorbeikam, flüchtig unter das Kinn gefasst und ihm ins Ohr geflüstert:

« Entweder eine Nase oder einen Bart, aber beides ist zuviel ! » Ein neckisches Geplauder wäre ihm recht gewesen. Aber die Apachin hatte sich, bevor ihm eine schlagfertige Antwort, die seiner würdig gewesen wäre, zur Verfügung stand, bereits wieder ihrem Partner zugewandt.

Die Gäste kamen nun zahlreicher, ganze Gesellschaften, die alle die grossen Tische rings um ihn herum lärmend belegten. Es war inzwischen elf Uhr geworden. Aber immer noch hatte keine Tänzerin den Weg zu ihm gefunden. Er sass an seinem Tischchen ganz allein. Er kannte niemanden, und niemand schien ihn zu kennen. Eine unscheinbare kleine Person, die ein grünes Fähnchen trug, an welchem zu beiden Seiten einige Büschelchen gelbe Rüben, rote Randen, weisse Spargeln eingenäht waren, hatte sich ihm wohl genähert. Sie war unschlüssig einige Schritte auf ihn zu, dann aber wieder zurückgetreten. Er hatte ihr freundlich zugelächelt, obschon ihm ihre Erscheinung eher missfiel. Insbesondere ängstigte ihn die hohe Kopfbedeckung, die, wie er vermutete, eine Bohnenpflanzung vorstellen sollte. Ihre etwas abstossende Gesichtsmaske erlaubte ihm nicht festzustellen, ob sie sein Lächeln erwiderte. Um ihr Mut zu machen, hob er sogar sein Glas und zwinkerte ihr neckisch zu. Vielleicht war sein Zwinkern etwas unbeholfen

ausgefallen. Auf jeden Fall, die Maske entfernte sich wieder.

Plötzlich erhob sich an einem Tisch, unweit von dem seinigen, ein grosses Hallo. Eine Gesellschaft von jungen Leuten begrüsste stürmisch eine junge Dame, im Kostüm einer Araberin, die mit zwei Kavalieren eben gekommen war. Herr Lioba erkannte die junge Dame sofort. Ihre schwarze Halbmaske konnte und wollte die Identität ihrer Trägerin kaum verbergen. Das war Miggi Rappold. Die Tochter seiner geistigen Freundin, der eifrigsten Besucherin seiner Vorlesungen, der Dame des einzigen Hauses, in dem er freundschaftlich gerne und oft verkehrte. Bevor sie sich setzte, hielt sie im Saal Umschau. Auch sie sah und erkannte Lioba. Sie lächelte ihm spöttisch zu.

Er bestellte eine zweite Flasche. Er hätte gerne Fräulein Rappold zum Tanz aufgefordert. Aber einmal lag die Aufforderung an ihr, und zweitens schüchterten ihn die vielen jungen Leute an ihrem Tisch ein. Lange Zeit starrte er unentwegt Miggi an. Dann kam ihm dieses Verhalten unwürdig vor. Er entdeckte unweit die grüne Maske mit der Bohnenstangenmütze und entschloss sich zu handeln. Der Tanz im kleinen Saale hatte eben eingesetzt. Um ja nicht zu spät zu kommen, stand er hastig auf und stürzte auf die Grüne zu. Aber kaum hatte jene seine Absichten erkannt, stob sie fluchtartig davon. Schon um vor Miggi Rappold, die ihn beobachtet haben konnte, nicht dumm dazustehen, engagierte er kurz entschlossen die erste beste Dame, die vor ihm stand. Es war eine majestätische Person, einen halben Kopf grösser als er. Sie trug keine Maske. Statt jeder Antwort wies sie mit einer grossen Geste des vollen Unterarmes auf einen rüstigen Greis, der neben ihr stand und den er in der Eile übersehen hatte. Lioba zog sich zurück. Er erwog den Gedanken, eine dritte Flasche zu bestellen, verwarf ihn aber rasch.

Die Gesellschaft, in der sich Miggi Rappold befand, beschäftigte ihn. Sie missfielen ihm, alle Damen, ausser Miggi, und die Herren erst recht. Es missfiel ihm, dass niemand von der Gesellschaft tanzte. Es missfiel ihm, wie getrunken wurde, besonders von den Damen, und ganz besonders von Miggi. Lioba hatte Verständnis dafür, wenn schliesslich alte Damen – solang es nur im Verborgenen geschah – mit Mass den Tröstungen des Alkohols zusprechen. Bei jungen Mädchen war es ihm unausstehlich, bei Miggi erst recht. Vor allem aber gab ihm die provozierende Weise auf die Nerven, mit der sich die jungen Leute, Miggi nicht ausgenommen, umhalsten und küssten. Es wirkte besonders störend, da die allgemeine Atmosphäre im Saale nichts weniger als ausgelassen war. Gab es nicht, wenn sie sich anders als die andern aufführen wollten, verschwiegene Lauben genug ?

Noch mehr als über das, was er sah, regte er sich über das auf, was er nicht sah. Eine Säule verhinderte ihm den klaren Überblick. Er konnte von seinem Stuhl aus Miggi nur sehen, wenn sie sich zu ihrem Kavalier zur rechten Seite neigte, nicht wenn sich dieser mit ihr und sie sich mit dem jungen Manne zur Linken abgab.

Er hatte das Trinken aufgegeben. Als ein Kellner ihn höflich fragte, ob er ihm noch eine Flasche bringen dürfe, hatte er barscher, als es seiner Art entsprach, abgelehnt. Eine kleine Beobachtung brachte ihn endlich völlig aus dem Gleichgewicht. Er sah nämlich, dass der Kavalier zur Rechten Miggis, als der Kellner bei ihm einkassieren wollte, Miggi etwas zuflüsterte, worauf sie ihm diskret unter dem Tisch ihre Handtasche hinschob, und er ebenso diskret eine Note aus ihr hervorzog und mit dieser die Rechnung beglich. Herr Lioba sah nun gewiss nichts Schlimmes dabei, wenn jungen Leuten an einem Maskenball das Geld ausgeht, auch daran nicht, wenn es ihnen nicht ausgehen kann, weil sie keines haben. Er fand an sich auch gar nichts dabei, wenn einmal die junge

Dame, statt der junge Mann bezahlt. Aber w i e sich dieser junge Mann bezahlt machte, berührte ihn höchst anstössig und verdächtig. Er wusste eigentlich selbst nicht weshalb. Lioba erhob sich; es ging über seine Kraft, länger zuzusehen. Er spazierte in die Garderobenhalle hinunter, um Luft zu schöpfen. Er hielt es nicht lang aus. Als er wieder die Treppe herauf wollte, sah er plötzlich Miggi vor einem der vielen Spiegel stehen. Sie hatte die Halbmaske zurückgeschlagen und machte sich die Augenbrauen zurecht. Der gehetzte Ausdruck, den er über den Umweg des Spiegels in ihren Augen sehen musste, nahm ihm seine Befangenheit, aber auch die kühle Überlegung. Er trat auf sie zu und sagte zu ihr – und wusste noch während er sprach, dass er damit einen groben, unverzeihlichen Fehler beging –:

« Die Leute, mit welchen Sie zusammen sind, gefallen mir nicht. Ich möchte Sie warnen ! »

Miggi wandte sich ihm zu. Ihr Gesicht berührte fast seine falsche Nase, und er spürte ihren warmen Atem.

« Sie Molch, Sie Heuchler ! » schleuderte sie ihm entgegen, und fort war sie. Ein Molch war Lioba nun nicht, und er fühlte sich auch nicht als solchen. Ein Heuchler war er bestimmt nur in einem das Landesübliche nicht übersteigenden Mass. Aber zwei Tatsachen wurden ihm in diesem Augenblick blitzartig bewusst: Erstens, dass er Miggi Rappold liebte. Und diese Liebe war für ihn, so problematisch ihm alles übrige blieb, völlig eindeutig und klar. Er wusste, dass Miggi ihm, aber auch dass er für Miggi unentbehrlich war. Jawohl ! Zweitens tappte er darüber nicht im Dunkeln, dass er mit seiner eben erfolgten tölpischen Einmischung in Miggis Privatangelegenheiten seiner Liebe ein fast unüberwindliches Hindernis in den Weg gelegt hatte.

Als Lioba wieder in den Saal kam, sah er, dass die Gesellschaft Miggis Anstalten machte, fortzugehen, aber bestimmt nicht nach Hause. Er setzte sich wieder zu seiner verlassenen Flasche. Er versuchte sich Miggi vorzustellen, nicht so wie er sie heute, sondern so, wie er sie jahrelang gesehen und nicht weiter beachtet hatte.

Er war auch jetzt nicht blind. Die obere Körperhälfte Miggis war etwas länger, die untere etwas kürzer, als es das klassische Schönheitsideal verlangt. Wenn nur lange, schlanke Hände schön sind, dann konnten Miggis Hände keinen Anspruch auf Schönheit erheben: sie waren rund und kräftig. Ihre eher kleinen Augen waren die ihres Vaters, nur braun, statt schwarz. Auch sie blickten fest in die Welt, aber weniger hart als die ihres Vaters. Und diesen Unterschied schrieb er nicht nur ihrer Jugend zu. Ihre Augen verrieten, dass Miggi jähzornig werden konnte, aber auch, dass sie den guten Willen besass, gerade Dinge gerade, und krumme krumm zu sehen. Und die ganze Miggi verriet eine unbändige Lust, zu leben und die Kraft, die wenigen wichtigen Verantwortlichkeiten des Lebens mutig zu tragen.

Lioba überlegte, ob es nicht angemessener wäre, seine Betrachtungen über Miggi ungestört in einem Champagnerstübchen fortzusetzen. Aber gerade als er aufstehen wollte, sah er die kleine, grüne Maske auf sich zukommen. Sie war trotz der vorgerückten Stunde immer noch nicht demaskiert. Sie näherte sich zaghaft. Mit verstellter, hoher Stimme sprach sie rasch auf ihn ein. Er merkte, dass sich die kleine Maske das, was sie ihm jetzt sagte, schon lang vorher überlegt hatte. Sie machte ihm verschiedene Andeutungen, denen er entnehmen musste, dass sie mit seinen Lebensumständen und Gewohnheiten in hohem Masse vertraut war. Aber es gelang ihm nicht, sie zu identifizieren. Und ihr schien es lieber so. Sie wehrte sich hartnäckig dagegen, ihre Maske zu lüften. Dann sei alles vorbei. Die Kleine war so bescheiden, lieb und nett zu Lioba, dass er sich entschloss, doch noch eine Champagnerlaube mit ihr aufzusuchen. Aber als sie merkte, dass er wirklich eine

Flasche Champagner bestellen wollte, hielt sie ihn davon ab. Es sei doch besser, sie demaskiere sich jetzt, sagte sie. Sonst sei er dann zu enttäuscht, wenn er sich auch noch in Unkosten gestürzt habe. Langsam entfernte sie, den Kopf in ihrem Schoss vergraben, die Maske. Langsam hob sie dann den Kopf. Und nun erkannte sie Lioba allerdings. Es war das Dienstmädchen der Familie Rappold, das ihm wöchentlich ein- bis zweimal die Haustüre öffnete. « Und nun ist alles aus », sagte sie noch einmal resigniert. Aber Lioba wollte nicht, dass alles aus sei. Er hatte das Bedürfnis, mit einem lebendigen Menschen zusammen zu sein. Er fragte sie, woher sie das grüne Kleid her habe und was es darstelle.

« Junges Gemüse », antwortete das ältliche Mädchen etwas verlegen. Sie habe es gestern abend noch in einem Kostümgeschäft gemietet. Sie habe den hohen Preis nur deshalb ausgelegt, weil ihr die Vermieterin garantierte, dass dieses Kostüm vor acht Jahren an einem Maskenball in Basel mit dem zweiten Preis prämiiert wurde. Aber es habe ihr kein Glück gebracht, und es sei ihr doppelt teuer zu stehen gekommen, denn nur wegen diesem prämiierten Kleide sei sie an einen so vornehmen Ort gegangen.

Herr Lioba streichelte sanft ihre etwas rauhen Hände. Aber als er seinen Arm tröstlich um sie legen wollte, wehrte sie milde ab. Sie sei seit sieben Jahren verlobt, sagte sie, mit einem deutschen Zimmermann. Er sei in Sachsen, vier Jahre habe er keine Stelle gehabt, jetzt verdiene er 120 Mark, sie schicke ihm monatlich 50 Franken, und in fünf Jahren hofften sie zu heiraten. Das gute Mädchen war durch die aufgefrischten Erinnerungen in eine ganz weiche Stimmung gekommen. Sie nahm nun selbst den Arm Liobas und legte ihn sich um ihre Hüften. Aber für Lioba war es eine selbstverständliche Ehrenpflicht, dem fernen deutschen Zimmermann kein Unrecht anzutun. Er entzog ihr seinen Arm.

Das war vielleicht ethisch richtig, aber die psychologische Wirkung war falsch. Statt die edle Rücksicht Liobas zu schätzen, fühlte sich Emma verschmäht und enttäuscht. Nach einem kurzen verlegenen Schweigen stand sie resigniert auf. Es sei ja schon besser so, sagte sie, und jetzt gehe sie nach Hause. Lioba bestand darauf, sie zu begleiten. Aber sie wollte nichts davon wissen. Es sei erst vier Uhr, und wenn er sich richtig umtue, so könne er schon noch ein Fräulein finden, das besser für ihn passe. Lioba half ihr vor dem Ankleideraum in den dünnen Mantel und steckte sie in einen Taxi, der mit ihr davonfuhr.

Herr Lioba überlegte sich, ob er wirklich noch einmal in den Saal hinaufgehen solle. Aber er kam zum Schlusse, dass es keinen Zweck hätte. So holte er sich seine Garderobe und ging. Am Bürkliplatz sprach ihn ein Strassenkehrer an, der in Erfüllung seiner frühmorgendlichen Pflichten die Ueberreste von Konfetti und Papierschlangen zusammenwischte. Ob er schon nach Hause wolle? fragte er Lioba wohlwollend, und ohne Antwort abzuwarten blickte er zum schwarzüberhangenen Himmel empor.

« Es liegt etwas in der Luft », sagte er und schnupperte mit der Nase. « Sie haben wohl recht », antwortete Lioba. « Es liegt etwas in der Luft. Die Frage ist nur, was in der Luft liegt », und damit ging er mit langen, aber wenig eiligen Schritten seinem Junggesellenheim zu.

Fortsetzung in der nächsten Nummer.